

## ■ AUS BERNER SICHT

## Und plötzlich war die Morchel weg



VON RINALDO TIBOLLA

Jetzt hat auch die Bundesstadt ihren Weihnachtsdekoriations-Eklat wie Zürich mit seinen modernen, aber «eiskalten» Leuchtstoffröhren, die mit dem Lichthimmel «Lucy» ersetzt wurden. In Bern ist es der Christbaum vor dem Bundeshaus, der für Furore gesorgt hat. Am Donnerstag vor einer Woche beim «Anzündfest» erstrahlte der 13 Meter hohe Baum zum ersten Mal. Die dominierende Farbe: Rot. Die Kugeln waren gar nicht mehr erkennbar. Dem Betrachter am meisten ins Auge stachen die vertikalen Lichterketten – eine moderne Interpretation der Weihnachtsdekoration. Für den Schreiber sah dies aber mehr nach einer überdimensionierten roten Morchel aus. In Leserkommentaren der «Berne Zeitung» wurde die Bundestanne auch als Zitronenpresse oder Riesenqualle bezeichnet – alles nicht wirklich weihnachtliche Konnotationen. Schon nach ein paar Tagen musste sich der Sponsor – die Bernexpo Gruppe – seine Missdekoration eingestehen.

Am Mittwoch nun führen Mitarbeiter nochmals mit Kränen auf dem Bundesplatz vor. Vor den Augen von Ständeräten, die gleich von ihrem Vorzimmer auf die Tanne blicken, von Parlamentspersonal und Nationalräten, die ebenfalls zum Ständerat huschten, wurden die «dominierenden» Lichterketten entfernt. Den ganzen Tag verbrachten die Dekorateure damit, den Baum mit mehreren Hundert traditionellen Lämpchen zu schmücken. Und schliesslich kamen auch die Lichterketten wieder an die Tanne, aber waagrecht und gewohnt geschwungen. Anders als bei den Zürchern muss den Bernern zugestanden werden, dass sie rasch gehandelt haben. Eine Eigenschaft, die man ihnen nicht oft zusagt.

Rinaldo Tibolla ist Bundeshausredaktor der «Südostschweiz».

## ■ SCHWEIZERHÖFLI

## Auf den Leim gegangen



VON MARC SCHWITTER

Am Stammtisch. Koni bestellt noch ein Bier. «Du Peter, die von der Sika, die machen doch Klebstoff, oder?» Peter nickt. «Genau, sogar einen der stärksten der Branche. Hält leider nicht zwischen der Gründerfamilie und ihrem Unternehmen.» Koni: «Schade, dass sie ihre Firma den Franzosen verkaufen. Immerhin: Jetzt können sie in den französischen Restaurants den Fröschen wieder die Schenkel ankleben.» Peter seufzt. «Die Marke wird ja nicht verschwinden. Nur ein paar Milliarden der Kleinaktionäre. Diese sind der Firma wohl oder übel auf den Leim gegangen.» Koni: «Bei der nächsten GV muss der Verwaltungsrat unbedingt Klebstoffmüsterchen und Plastiksäckchen verteilen. Nüchtern will sich dieses Trauerspiel keiner der Aktionäre reinziehen.» Peter: «Eines der Familienmitglieder im Verwaltungsrat soll Schreiner sein, habe ich gehört. Hätte auch keiner gedacht, dass er das Unternehmen mal zersägt.»

Koni nimmt einen Schluck von seinem Bier. «Es heisst doch immer, wir sollen den Unternehmen in unserem Land Sorge tragen. Mit tieferen Steuern und weniger Gesetzen. Gilt das umgekehrt eigentlich auch?» Peter überlegt. «Unsere Unternehmer sorgen sich auch. Einfach ein bisschen mehr um ihren Profit als um ihr Land.» Koni: «Wir Kleinen rennen den Rabatten nach, die Grossen den Profiten. Was für eine Welt.» Peter: «So gross ist der Unterschied nicht. Unsere Gier macht einfach keine Schlagzeilen auf der Titelseite vom 'Blick'.» Koni nimmt die Zeitung vom Tisch auf. «Die Carna Grischa steht ja jetzt auch zum Verkauf. Die können wir den Franzosen ja ins Sika-Paket geben. Carna Grischa hat schliesslich grosse Erfahrung darin, wie man seine Kunden reinleimt.»

Marc Schwitter arbeitet unter anderem als Pointenschreiber für Giacobbo/Müller. www.textpingpong.ch.

## ■ ORLANDOS WOCHENSCHAU



## ■ KOLUMNE VON GORAN VULOVIĆ\*

## Weg vom Entweder-oder, zurück zu den Blockfreien

«Entweder ... oder» ist eine unsympathische Wendung, da sie uns nachdrücklich zu unbedingten Entscheidungen drängt: Entweder Raclette oder Fondue? Entweder Rot- oder Weisswein? Entweder dafür oder dagegen? Was im Alltag oft schon zu unangenehmen Situationen führt, kann für die Aussenpolitik eines Landes verheerende Folgen haben. Das aktuellste Beispiel dafür ist leider immer noch die Ukraine, die durch die «entweder EU oder Russland»-Aufforderung zerissen wurde.

Als ob das ukrainische Beispiel nicht abschreckend und ermahnend genug ist, stellt nun Brüssel einen weiteren osteuropäischen Staat vor die verhängnisvolle Entscheidung zwischen West und Ost: So verlangt der Österreicher Johannes Hahn, EU-Kommissar für Europäische Nachbarschaftspolitik, vom kleinen Serbien, sich an den wirtschaftlichen Sanktionen gegen Russland zu beteiligen, auch um sich als EU-Beitrittskandidat würdig zu zeigen. Dahinter steckt aber auch die von der deutschen Bundeskanzlerin Angela Merkel geäußerte Befürchtung, dass Russland seine wirtschaftliche Einflussnahme auf den Westbalkan ausweiten könnte. Und somit müsse Serbien Flagge zeigen: entweder für die EU oder für Russland.

Es stellt sich die Frage, ob es sich hierbei um diplomatische Tollpatschigkeit oder schlichtweg Dreistigkeit der EU handelt, eine derartige Loyalitätsbekundung von Serbien einzufordern. Denn traditionell gilt für viele Serben Russland als slawischer Bruderstaat, als orthodoxe Schutzmacht, auch wenn diese Wahrnehmung eher einseitig und historisch nicht immer zutreffend ist. Dass heute ausgerechnet die erwähnten Politiker aus Staaten, die Belgrad im 20. Jahrhundert insgesamt gleich dreimal bombardiert haben, auf eine Abkehr Serbiens von Moskau pochen, zeugt von demselben mangelnden Feingefühl, wie sie bereits der Ukraine vor der Krim-Krise entgegengebracht wurde. Abgesehen davon erleichtert eine derartig ignorante Überheblichkeit Brüssels es der serbischen Regierung nicht gerade, ihren EU-freundlichen Kurs in der unzufriedenen Bevölkerung zu verteidigen.

Belgrad reagiert darauf etwas unbeholfen, was eigentlich überrascht, bedenkt man, dass Serbien eigentlich schon seit beinahe 1000 Jahren ein Dasein zwischen zwei Stühlen fristet. Der Legende nach soll der serbische Nationalheilige Sava bereits im 13. Jahrhundert festgestellt haben,

dass Serbien gut daran tue, der Westen des Ostens und der Osten des Westens zu sein. Seit dem morgenländischen Schisma im Jahre 1054 manövrierten serbische Führer mehr oder weniger erfolgreich zwischen Rom und Konstantinopel, zwischen Christentum und Islam, zwischen Okzident und Orient.

Der geschickteste dieser Lotsen aber war der jugoslawische Alleinherrscher Josip Broz Tito. Diesem Fuchs, ebenso rot wie gerissen, gelang es während beinahe 40 Jahren, den Vielvölkerstaat, der zwar sozialistisch regiert wurde, aber dennoch nicht zum Warschauer Pakt gehörte, gewinnbringend zwischen West- und Ostblock zu verankern. Amerikanische Dollar und sowjetische Rubel flossen zugleich, um sicherzustellen, dass Jugoslawien sich nicht doch noch der anderen Seite anschliesst: ein wendiges Weder-noch statt des starren Entweder-oder als Antwort auf die Machtansprüche aus West und Ost. Zusammen mit dem ersten indischen Ministerpräsidenten Jawaharlal Nehru baute Tito schliesslich die «Bewegung der Blockfreien Staaten» auf und ermöglichte es den postkolonialen Ländern der Dritten Welt, sich in der bipolaren Realität des Kalten Krieges für ihre Anliegen Gehör zu verschaffen.

Wenn also heute im Zuge des Ukraine-Konflikts Analogien zum Kalten Krieg heraufbeschworen werden, kann man nur hoffen, dass auch die Idee der Blockfreien neu belebt und als Alternative zur Zerreissprobe zwischen West und Ost angeboten wird. Dass bedeutet aber für Staaten wie Serbien, Moldawien oder Georgien, dass sie sich nicht nur bewusst gegen Russland, sondern auch gegen die EU und die Nato aussprechen müssen, um stattdessen gemeinsam einen dritten Weg aus der Zwickmühle zu suchen. Dabei kann die Geschichte der neutralen Schweiz als Vorbild dienen. Denn nicht selten haben sich die Schweizer aus ähnlich unangenehmen Situationen gewunden, wie zum Beispiel vor 100 Jahren während des Ersten Weltkriegs, als man der Berliner und Pariser Propaganda mit einem deutlichen Weder-noch eine Abfuhr erteilte.



\* Goran Vulović ist Gymnasial- und Berufsschullehrer, Rapper unter dem Namen Milchmaa und wohnt in Zürich.

## ■ TWEETS DER WOCHE

«Liveticker zum Bachelor-Finale auf mehreren Onlinezeitungen. Gibts das von unserer Open-End-Debatte aus dem NR-Saal auch? #ParlCH»

Aline Trede (@alinetrede), Nationalrätin der Grünen Bern und «Schweiz am Sonntag»-Kolumnistin, mit einer nicht ganz ernst gemeinten Frage.

«Wenn mein Schoko-Adventskalender nicht lügt, ist übermorgen ... Moment ... morgen ... Moment ... heute schon Weihnachten!» Gallenbitter (@gallenbitter) ist der Zeit voraus.

«Wow, die Amerikaner merken, dass Folter nichts bringt. Jetzt sind sie dem IS wieder einen Schritt voraus.»

Schauspieler und Parodist Mike Müller (@MikeMueller-Late) zu einem politischen Aufreger dieser Woche.

«Heartrate is coming down slowly after this nailbiter, thanks @FC\_Basel for the emotions! Off to bed now, absolutely #exhausted»

Völlig geschafft ist Tennis-Ass Roger Federer (@rogerfederer) nach dem Weiterkommen «seines» FC Basel in der Champions League.

«Ich bin nicht unaufmerksam, ich bin fremdkonzentriert.»

Dirk (@mentalreserven) sagt, wie es ist.

«Der @fckoeln steht vor der Verpflichtung von Ankaras Radosav #Petrovic. Hier gibts alle Infos zu ihm: ...»

Alleine würde es dieser Tweet des Transfermarkts (@Transfermarkt) nicht in die «Tweets der Woche» schaffen ...

«@Transfermarkt Danke für die Info. Das ist gut zu wissen ;-) \*ms»

... Mit dieser Antwort des 1. FC Kölns (@fckoeln) reicht es aber allemal.